



Predigt von Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch  
Wallfahrt der Heimatvertriebenen auf den Schönenberg  
Ellwangen, am 7. Juni 2015

Liebe Wallfahrerinnen und Wallfahrer,  
werte heimatvertriebene Schicksalsgenossen,  
Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens!

Jedes Mal, wenn ich unten vom Tal zur herrlichen Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg hinaufschaue, geht es mir wie dem alttestamentlichen Pilger, der vom Jordantal nach Jerusalem hinaufzieht, von weitem den Tempel erblickt und voll Freude jubelt: „Groß ist der Herr und hochehaben... Sein herrlicher Berg ragt herrlich empor.“ (Ps 48, 1+2; vgl. Ps 122,1). Ja, dieser faszinierende Festsaal Gottes zieht den Blick nach oben, lenkt ihn über diese Welt hinaus und lässt uns etwas ahnen von der Herrlichkeit des Himmels, der wir als Pilger entgegengehen. Diese herrliche Kirche führt uns vor Augen, dass es nicht nur den grauen Alltag, nicht nur Sorge, Krankheit und Streit gibt. Es macht deutlich, dass es einen gibt, Gott, der auch inmitten dieser Welt bei uns ist und dorthin führen will, wo er ist.

Solch ein Gotteshaus spricht zu uns. So habe ich es mit meiner Mutter am Ende unserer langen Flucht nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges erlebt. Nach den schrecklichen Erfahrungen nach unserer Deportation ins Vernichtungslager kamen wir vor 69 Jahren im April 1946 nach Nordbaden. Harte Wochen und Monate, geprägt von Hunger, Kälte und tagelangen Fußmärschen lagen hinter uns. In dem kleinen Ort Gerlachsheim fanden wir im ehemaligen Prämonstratenserkloster Aufnahme. Ein erster Weg nach der Ankunft führte meine Mutter und mich in die dortige herrliche Rokoko-Kirche. Meine Mutter war geradezu überwältigt von deren Schönheit und Weite. Wenn unser Vertrauen auf die Nähe und Liebe Gottes in den Wirren des Krieges und der Vertreibung auch so manches Mal gelitten hatten, so war uns nun angesichts dieses großartigen Gotteshauses schlagartig klar: Gott ist da, er ist mit uns.

Nach all dem, was wir Heimatvertriebenen am Ende des Zweiten Weltkrieges erleiden mussten, war es doch alles andere als selbstverständlich, dass wir Gott nicht enttäuscht den „Bettel vor die Füße“ warfen, sondern seine Nähe suchten und aufbrachen zu Wallfahrten. So treffen wir uns heute zum siebenundsechzigsten Mal hier auf dem Schönenberg zur Wallfahrt der Heimatvertriebenen. Und in zwei

Wochen werden wir nicht weit von hier, in Walldürn, das siebzigjährige Jubiläum der Vertriebenenwallfahrt begehen. Unsere Väter und Mütter brachen auf zur Wallfahrt und nahmen uns Kinder dabei mit, weil sie erfahren hatten, dass Gott die einzige Konstante in unserem Leben war und wir uns auch in der neuen Situation in ihm festmachen konnten. Freilich auch um uns zu treffen, uns untereinander auszutauschen, aber auch um uns gegenseitig im Glauben und im Vertrauen auf Gott und die Hilfe seiner Mutter Maria zu bestärken.

„Unsere Liebe Frau“ vom Schönenberg weiß um diese Not und hält das Vertrauen auf ihre Hilfe lebendig. Es war die Notzeit des dreißigjährigen Krieges, als zwei Jesuitenpatres im Jahr 1638 ein schlichtes Holzkreuz mit einer Statue der Mutter Gottes aufstellten und zum Gebet einluden. Und das kleine Gotteshaus, das bald danach an dieser Stelle errichtet wurde, war eine Loretokapelle, das heißt eine Nachbildung des Hauses Mariens in Nazareth, das nach der Legende im Jahr 1283 von den Engeln in die italienische Stadt Loreto übertragen wurde, als das Heilige Land vom Islam überrollt wurde. Dieses Haus, in dem die Heilige Familie in Nazareth gelebt hatte, zog an, weil es in der Zeit, als Deutschland schon zwanzig Jahre unter einem furchtbaren zermürenden Krieg zu leiden hatte und für viele Menschen die Heimat zerstört war, Heimat und Geborgenheit bei der Mutter Jesu und in ihrem Hause bedeutete.

Nicht nur die herrliche herausragende Kirche, sondern auch das unscheinbare bescheidene Bild Mariens in der Gnadenkapelle haben unsere Mütter und Väter, unsere Familien, angezogen, nicht zuletzt auch deshalb, weil wir selbst die Heimat verloren hatten und auf der Suche nach Heimat waren. Wer vertrieben wurde, wer die Heimat verlassen musste, spürt, was er verloren hat. Mit der Heimat geht es uns ähnlich wie mit unserer Gesundheit. Wenn sie fehlt, wenn sie uns gar genommen wird, kommen der Schmerz und die Trauer – vor allem wenn sie uns gewaltsam entrissen wurde. Wer noch nie Heimat, Freunde, Verwandte und Nachbarn, einen lieb gewordenen Dialekt und eine vertraute Landschaft hinter sich lassen oder gar gezwungenermaßen verlassen musste, kann kaum verstehen, welcher großer Schmerz für uns, die Erlebnisgeneration, damit verbunden war und zum Teil noch ist und wie lange das Herz und die Gedanken allzu oft in der verlassenen Heimat bleiben. Und im Alter, so erlebe ich es, kehren sie erst recht wieder zurück.

Wenn wir uns heute, rund siebzig Jahre nach der größten Vertreibungswelle, die unser Kontinent je erlebt hat, zur Vertriebenenwallfahrt treffen, so tun wir dies nicht aus Nostalgie, auch nicht zur Anklage, wohl aber zur Erinnerung und das im Blick auf die Zukunft.

In einer seiner Geschichten erzählt der englische Schriftsteller Charles Dickens von einem Mann, der das Gedächtnis seines Herzens verliert. Die vielen Erlebnisse und Erfahrungen, die ihm in der Begegnung mit menschlicher Freude und menschlichem Leid, mit Sorgen, Nöten und Hoffnungen zugewachsen waren, werden ihm genommen. Dieses Erlöschen des Erinnerens wird ihm als Befreiung von der Last des Vergangenen angeboten. Doch bald zeigt sich, dass damit der ganze Mensch

verändert ist. Die Begegnung mit dem Leid weckt auch keine Erinnerung an Erfahrungen der Güte und der Versöhnung mehr in ihm. Mit dem Versiegen der Erinnerung ist zugleich auch der Quell der Anteilnahme und der Zuwendung entschwunden. So hält denn auch unsere Wallfahrt die Erinnerung des Herzens wach und verhindert, dass sie erlischt. Wir tun dies nicht aus einem Gefühl der Rache heraus und auch nicht aus falscher Nostalgie. Wir tun dies nicht als Ewig-Gestrige. Wir tun dies aus Treue zu unserer Geschichte. Wir tun dies, weil wir dazu beitragen wollen, dass solches Unrecht und solch unmenschliche, menschenverachtende Vertreibungen in Europa nie mehr geschehen. Das Recht auf Heimat ist ein Menschenrecht, das niemandem genommen werden darf. Und wer dies dennoch anderen Menschen nimmt, begeht ein Verbrechen gegen die Menschheit. Das gilt es auch heute in der Welt laut zu sagen und deutlich zu machen, in der – wie in Syrien, im Irak, in Afrika – Tausende von Menschen aus ihrer angestammten Heimat vertrieben werden.

Und wenn wir uns zu Wort melden, dann schauen wir mehr nach vorne, in die Zukunft als zurück in die Vergangenheit. Wer die Jahre der Vertreibung und den damit verbundenen Schmerz in der Mitte und in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre nicht selbst miterlebt hat, kann kaum ermessen, was das Treffen der Vertriebenen 1950 in Stuttgart und die Verabschiedung der „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“, die von den katholischen Vertriebenenverbänden ausging, bedeutete. In einer Zeit, in der die Wunden noch bluteten und nicht vernarbt waren, lautete die Botschaft an Deutschland und Europa: „Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns heilig“. Die Charta schaut nach vorne, bekennt sich zu einem vereinten Europa und weist damit den Weg in die Zukunft. So heißt es denn in der Charta der Heimatvertriebenen, die in Vielem ihrer Zeit und vielen Zeitgenossen weit voraus war: „Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf Schaffung eines vereinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.“ Dank der europäischen Einigung darf Europa, dürfen wir in Mitteleuropa die längste Friedensperiode in der Geschichte unseres Kontinents erleben. Diese Geschichte von Versöhnung und Frieden fortzuschreiben, ist unsere Aufgabe, ist unser Auftrag – gerade als Vertriebene und Nachkommen von Vertriebenen.

Manche von uns scheinen europamüde zu sein und vergessen offensichtlich, was uns mit einem vereinten Europa geschenkt ist. Da musste ein Papst von einem anderen Kontinent, aus dem fernen Argentinien, kommen, um uns in seinen beiden Reden in Straßburg, vor dem Europaparlament und dem Europarat, an das zu erinnern, was wir an Europa haben und worauf es im Blick auf seine Zukunft ankommt. Es muss uns aufhorchen lassen, was er uns da sagte. So nennt Papst Franziskus Europa einen „kostbaren Bezugspunkt für die gesamte Menschheit. Für ihn ist Europa der große Vorbild-Kontinent, der Sehnsuchtsort der Welt. Dieses Europa, das „aus der fortwährenden Begegnung zwischen Himmel und Erde“ erwuchs und von der „Öffnung zum Transzendenten, zu Gott“, lebt, will er erwecken. Wir müssen uns hüten, Europa zu zerreden und in den alten Nationalismus zurück

zu fallen, der Europa im vergangenen Jahrhundert zweimal an den Rand des Abgrunds führte.

Dass Europa einer der großen Sehnsuchtsorte der Welt ist, macht uns die neue Flüchtlingswelle bewusst, vor der wir stehen. Viele Menschen setzen ihre Hoffnung auf Europa und suchen von Afrika oder dem Kosovo bei uns eine Zukunft. Andere, wie die Flüchtlinge aus Syrien und dem Irak, fliehen vor den Schergen des islamischen Staates, weil sie sonst vergewaltigt, als Sklaven verkauft oder umgebracht werden. So klopfen siebzig Jahre nach der großen Flüchtlingswelle am Ende des Zweiten Weltkrieges wieder Tausende heimatloser Menschen bei uns an. Ich bin dankbar, dass der Großteil der deutschen Bevölkerung offen ist für die Aufnahme von Flüchtlingen und Asylbewerbern. Wir entsprechen damit als Christen nicht zuletzt dem Auftrag Jesu: „Ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,35). Das Alte Testament erinnert das Volk Israel mehrfach daran, dass sie selbst Fremde in Ägypten waren, und mahnt, die Fremden aufzunehmen und gut mit ihnen umzugehen (vgl. Ex 18,3; 22,21; 23,9; Jer 7,6 u.a.)

Wir haben nach Flucht und Vertreibung wieder Heimat gefunden, ja haben uns Heimat schaffen dürfen, weil wir die Hände nicht in den Schoß gelegt, sondern gemeinsam angepackt haben. Wir haben Heimat gefunden, weil wir im Vertrauen auf Gott nach vorne geschaut haben. So ist denn unsere heutige Wallfahrt, siebzig Jahre nach der großen Vertreibungswelle auch Ausdruck unseres Dankes an Gott, der uns, die über ganz Deutschland und weit darüber hinaus zerstreut worden waren, eine neue Zukunft geschenkt hat. Wir danken der Gottesmutter, an die wir uns in all unserer Not gewandt haben und die uns auf dem Schönenberg erfahren lässt, dass wir bei ihr willkommen sind und die uns hier in ihr Haus einlädt.

Nicht von ungefähr bringen wir Heimatvertriebenen eine tiefe, gewachsene Verehrung der Gottesmutter mit. Ich kann mir unseren Glaubensweg und mein eigenes geistliches Leben gar nicht denken ohne Maria. Es hat mein ganzes Leben geprägt, dass wir im Vernichtungslager Titos in Gakowa Abend für Abend auf unserem Strohlager einen Rosenkranz nach dem anderen gebetet haben, bis wir einschliefen. Immer wieder war es mir, als hätte Maria in schweren Stunden zu mir gesagt, was sie dem Seher von Guadalupe, dem hl. Juan Diégo, zusprach: „Dein Herz beunruhige sich nicht! Bin denn ich, die doch deine Mutter ist, etwa nicht hier?“ (nach EG 286)

Papst Franziskus bestätigt in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium – Die Freude des Evangeliums“, was wir Vertriebenen im eigenen Leben immer wieder erfahren haben: „Jesus hinterließ uns seine Mutter als unsere Mutter... Er führt uns zu ihr, da er nicht will, dass wir ohne eine Mutter gehen.“ (EG 285)

Vom Heiligtum der Gottesmutter in Loreto, liebe Schwestern, liebe Brüder, geht ein Gebet durch die ganze Welt: die „Lauretanische Litanei“, die vielen von uns von Kindheit an vertraut ist. In ihr wenden wir uns an Maria unter vielen verschiedenen Titeln, rufen sie an, um sie zu ehren, und bitten sie um ihre Hilfe. Eine Reihe dieser

Anrufungen finden sich bildlich dargestellt im Langhaus und im Chor unserer Wallfahrtskirche.

Diese Bilder und die Anrufungen der Litanei halten über Jahrhunderte hinweg eine ungeheure Fülle von geistlichen Erfahrungen fest, die auch unsere sind, und führen uns vor Augen, in welchen Nöten und Anliegen die Wallfahrer sich an Maria wandten und wenden und wie sie immer wieder Hilfe bei ihr fanden und bis heute finden. In den Anrufungen der Lauretanischen Litanei vertrauen wir uns der Gottesmutter an als „Mutter der Kirche“, die uns in ihr Haus einlädt und Heimat schenkt. Wie die Jünger sich nach der Himmelfahrt Jesu im Abendmahlssaal um Maria versammelten, so sind wir heute bei ihr. Wir wenden uns an sie, den „Trost der Betrübten“ und die „Hilfe der Christen“. Sie streckt ihre Arme nach uns aus als „Jungfrau, die mächtig ist, zu helfen“, und steht vor uns als „starker Turm Davids“, in dem wir Schutz finden; als „Pforte des Himmels“, die uns immer wieder zu Gott einlädt und zu ihm hinführt. Angesichts des Bürgerkrieges in Syrien, der Kämpfe des islamischen Staates im Irak, der Auseinandersetzungen in der Ukraine spüren wir, wie sehr wir ihre Fürbitte und Hilfe als „Königin des Friedens“ brauchen.

Nicht zuletzt sind wir hierher zur Wallfahrt gekommen, um der Gottesmutter zu danken für all die Hilfe und den Trost, den wir durch sie erfahren haben – insbesondere dafür, dass wir neu Heimat und Geborgenheit finden durften. So vertrauen wir uns ihr neu an, unserer „mächtigen Fürsprecherin“ und treu sorgenden Mitter. Sie ist für uns da. Das haben wir erfahren. Sie hat uns zugesagt, unseren Weg weiterhin zu begleiten. Darauf vertrauen wir.